Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 5

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor: Möschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634350

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 5 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 4. Februar 1922

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Dieser Liebe toller Fasching ...

Von Heinrich Heine.

Dieser Liebe toller Fasching,
Dieser Taumel unsrer Herzen,
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Ausgetrunken ist der Kelch,
Der mit Sinnenrausch gefüllt war,
Schäumend, lodernd, bis am Rande:
Ausgetrunken ist der Kelch.

Es verstummen auch die Geigen,
Die zum Tanze mächtig spielten,
Zu dem Tanz der Leidenschaft;
Auch die Geigen, sie verstummen.

Es erlöschen auch die Lampen,
Die das wilde Licht ergossen
Auf den bunten Mummenschanz;
Auch die Lampen, sie erlöschen.

Morgen kommt der Aschermittwoch,
Und ich zeichne deine Stirne
Mit dem Aschenkreuz und spreche:
Mensch, bedenke, daß du Staub bist!

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin. 5

Da tat er nach der gewöhnlichen Weise unglücklich verliebter Gesellen und lief einen ganzen Tag lang auf dem Bruderholz und in den Wäldern zwischen Reinach und Therwil umher, durch Lehm und Kot und Dreck, und dachte wollüstig an Tod und Selbstvernichtung. Danach aber stapfte er doch wieder nach Hause, recht müde zwar und ohne vielen Willen und Widerstand, wie eine Welle im Strom, die dem Meere entgegenrollt, ohne daß sie selber davon weiß. Als er wieder daheim saß in gewohnter Umgebung, hielt ihn das Alltägliche schützend aufrecht wie eine starke Rüstung. Da entdeckte er denn auch schließlich daß eigentlich gar nichts geschehen sei, um so große Aufregung und himmelstürmendes Wesen zu rechtfertigen, denn daß sie mit einem Herrn die Freiestraße hinabgegangen war, konnte doch kein Verbrechen genannt werden. Sie mochte ihren Begleiter ja zufälligerweise angetroffen haben, vielleicht war's ein Freund ihrer Brüder, wohl gar ein Verwandter. Und er vertröstete sich auf den nächsten Mittwoch, als den Tag, an dem sie, wie es schon längst abgemacht war — eben weil die Frau Doktor Schwarzwälder krank im Bette lag und die jungen Leute nicht mehr einladen konnte — zusammen das Museum besuchen wollten, der Bildersammlung und auch ihrer Liebe wegen. Wenn sie dann nicht kam — dann war immer noch Zeit genug zum Verzweifeln! — — — — — —

Hans und Rösli waren etwas verdutzt und scheu die Freiestraße hinuntergegangen und hatten sich dann mit kurzen Worten getrennt, ohne daß es ihnen aber zum Bewußtsein gekommen wäre, daß beide mit den gleichen Fragen beschäftigt waren. Jedes von ihnen hatte nur seine eigene Seite beachtet und genug damit zu tun gehabt, allerlei aufsteigende Vorwürfe zum Schweigen zu bringen.

Aber schon auf dem Heimwege wurde Rösli wieder froh. Was hatte sie denn getan? Nichts! Und wenn ihr auch schließlich der Steiner besser gefiel als der Franz Blumer, was hatte das zu bedeuten, sie war ja nicht verlobt. Und am nächsten Mittwoch würde sie ja sowieso mit dem Maler ins Museum gehen. Wenigstens hatte sie es im Sinn. Aber es war ja noch Zeit genug zum Nachdenken bis dahin. Vielleicht kam der Ingenieur inzwischen heraus und besuchte sie. Und dann würde sie vielleicht nicht ins Museum gehen. Denn der Ingenieur war ein Mann. Franz Blumer war eigentlich kein rechter Mann. Er konnte keine Tunnels bauen. Steiner aber konnte es. Die Mädchen malten ja schließlich auch. Aber Tunnels bauen und Eisenbahnschienen legen — das vermochten die Mädchen nicht. Dazu mußte man Männer haben. Mit solchen Gedanken schlief sie ein.

Am andern Morgen aber schwamm wieder ganz andere Ueberzeugung obenauf. Als ob sich in der Nacht das natürliche Gleichgewicht wieder hergestellt hätte, so waren die

Gedanken an den Ingenieur versunken und hinterher kaum mehr zu begreifen. Was aber an den Maler erinnerte, leuchtete frisch und klar und wie von verliebter Sonne beschienen. Da kam sich Rösli wie eine recht große Sünderin vor und spürte zum ersten Male mit Schrecken die Unsicherheit und Vergänglichkeit aller Dinge und Gefühle. Um Buße zu tun, holte sie aus sicherem Verstecke alle die innigen und schwärmerischen Briefe, die ihr Franz schon ein ganzes Jahr lang in unermüdlicher Schreibfreudigkeit durch die gütige Vermittlung jener hilfreichen, verschwiegenen Geister, die das Fach „postlagernd" bedienen, zugeschickt hatte. Sie las sich wieder einmal durch alle Entwicklungszustände ihrer zärtlichen Zuneigung und hoffenden Zukunftsseligkeit hindurch, daß es ihr ganz warm und mutig ums Herz wurde und sie einen feierlichen Eid schwur, daß sie ihm treu bleiben werde und wenn sie jahrelang auf ihn warten müßte. Dabei dachte sie an die vielen Liebenden vergangener Zeiten, die nun in Chroniken und Dichtungen ein ewiges Leben führten, und verspürte den festen Willen, es ihnen gleich zu tun. Selbst vor dem Aeußersten schrak sie nicht zurück und sah sich als einsame, alte Jungfer auf stillen, träumerischen Spaziergängen, und hörte Leute hinter ihr dreinflüstern: „Sie hat nicht geheiratet, obwohl es ihr an Anträgen nicht gefehlt hat, weil sie jenem, den sie in ihrer Jugendzeit liebte, die Treue nicht brechen wollte, obwohl er in Armut und Elend verging wie so viele Künstler."

Aber er wird nicht in Armut und Elend vergehen, sprach ihre Zuversicht. Und wie um sich zu vergewissern, nahm sie die Mappe mit seinen Radierungen recht verliebt in die Arme, als sei er's selber, legte dann sorgfältig Bild um Bild vor die andächtig schauenden Augen und las den Text, ein Bekenntnis und ein Jubellied, das dem Zyklus „Wasser" vorangestellt war. Je länger sie las und schaute, desto mehr wuchs in ihr das sehnsüchtige und verlangende Gefühl der Zusammengehörigkeit und des innerlichen Verwachsenseins. Daß sie seine Worte empfand als ihre eigenen, war das nicht ein Zeichen, daß sie schon eins waren? Wo gab es sonst ein Gedicht, ein Lied, das ihr aus dem Munde ging, als wäre es eigenem Seelenboden entwachsen, von eigenen Sinnen geschaffen, wie dies? Und halblaut las sie vor sich hin, während es ihr war, als spüre sie seine Gegenwart und höre seine Stimme:

„Gesegnetes Wasser, das du rauschest in tausend Bächen und Flüssen von Berg zu Tal und in meiner Heimatstadt sprudelst aus hundert Brunnen.

Die Quellen murmeln im Walde, daß mein Herz singen möchte, wenn es sie hört, und ich kann mich tagelang verweilen am grünen Rhein, ohne des Anblickes müde zu werden.

Wenn ich im Dorf am Berg den Brunnen sehe, der fast berstet vor drängender Fülle und sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er sein Herzblut hinauspulst nach allen Winden, wie ein Held, der getroffen ist von vier Speeren und ihrer bloß lacht, dann muß ich jauchzen:

Das ist mein Land, mein Heimatland. Wo quillt und strömt das Wasser wie hier?

Ich freue mich, wenn ein rechter Steinmetz den Brunnenstock gemeißelt hat mit Liebe und Freude nach dem Traumbild seines Schafferwillens — denn das Wasser verdient es.

Ich freue mich, wenn der Brunnen überdacht und mit Säulen umstellt ist, wie eine Kapelle, denn das Wasser ist heilig.

Ich freue mich, wenn ein Muttergottesbild über der Röhre thront als Mahnung zum Beten, denn das Wasser ist wahrhaftig anbetungswürdig.

Ich kann an kein Fleckchen Schweizererde denken, ohne auch an Wasser denken zu müssen.

Es verläßt mich nicht, wo ich auch gehe. Es tönt mir in die Ohren im dürftigen Gäßlein und in der stolzen Straße mit den Patrizierhäusern.

Zwischen Erlen flüstert es und lockt unter Weidenbäumen.

An fruchtbaren Aeckern vorbei wellt seine ruhige Woge und über den Stein lärmt fröhlich sein Fall.

In moosigen Tannengründen ist es gut sein bei ihm, und an der sonnigen Halde tränkt es den Dürstenden.

Es wandert neben mir her in der Tiefe und tanzt mir entgegen in der Höh', und in Schnee und Eis hör' ich noch seinen freundlichen Laut.

Wenn ich keinen andern Grund hätte, mein Land zu lieben — ich würde es der fließenden Wasser wegen lieben.

Wenn ich keinen andern Grund hätte, meine Heimatstadt zu lieben — ich würde sie lieben, weil sie verkündet und gemahnt hat vor Hunderten von Jahren: Sauber zu halten die Brünnen, die da seien der Stadt Lust und Gezierde."

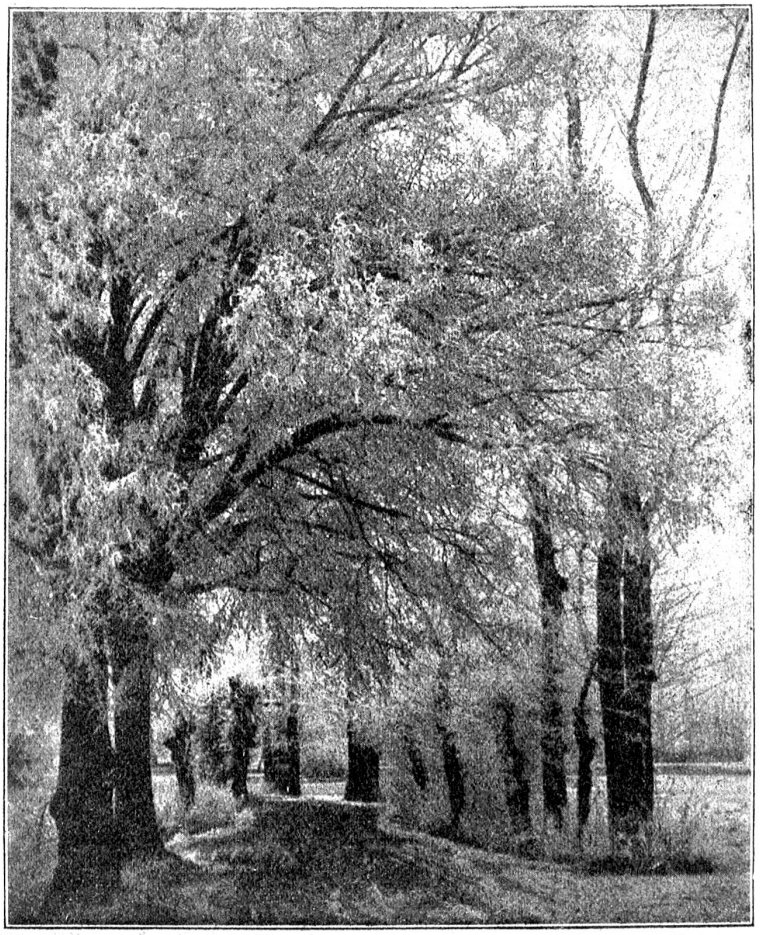
Rösli hatte laut zu Ende gelesen, mit einer Zärtlichkeit, als wäre sein Loblied an sie gerichtet, und mit Rührung dachte sie daran, wie viel sie ihm verdankte. Ja, er erst hatte ihr das Heimatland gegeben. Er hatte ihr zum Bewußtsein all dessen verholfen, was unter ihren Füßen gebunden war in Stein und Erde und aus Millionen Samen entfesselt und erlöst zum Lichte wuchs. Er hatte ihre Blicke geöffnet und tausend Farben- und Linienfreuden teilhaftig gemacht. Und war sie nicht taub gewesen für die wunderreiche Musik des Lebens, ehe sie ihn getroffen? Hatte sie überhaupt gelebt, ehe er sie liebte? Hatte sie nicht bloß dahingeträumt wie ein schlafendes Dornröschen, bis er sie aufweckte und ihr sagte, wer sie sei, und sie mit süßer Lust erfuhr und spürte, was sie war und welcher Wunder mächtig? Zur Zeit, die bestimmt ist durch die mächtigen Gesetze des Lebens, wird man geboren, ohne daß man davon weiß. Und wieder wird man geboren, da man zum ersten Male erfährt, in Lust oder Schmerz, daß man ist. Aber erst dann wird man zum wahren Menschen geboren, wenn einem geschenkt wird Wissen und Kenntnis seiner selbst und all dessen, was um uns ist und sich uns kündet durch Zeichen tausendfacher Art. Mochten die Eltern dran schuld sein, daß sie vor achtzehn Jahren auf die Erde gekommen war, das Licht der Welt aber hatte sie erst vor einem Jahre erblickt — dank ihm. Und mit zitternder Stimme las sie aus seinen Briefen ihre eigene Verherrlichung, und fragte sich mit Beben, bin ich das? Aber wenn ich's nicht wäre, müßte ich nicht alles aufbieten und alles tun, um es zu sein?

„Ein Mädchen wie Du kann die Welt erlösen," hatte er geschrieben. Dann mußte sie's wohl tun? Gerne wollte sie es tun — aber er mußte ihr zuerst recht deutlich sagen, wie es getan werden müßte. Denn die Welt zu erlösen — das war wohl nicht so einfach. Ach Gott, auf einmal wurde ihr das viele Lobpreisen zu einer Last, die er ihr

aufbürdete. Sie war ja schließlich bloß ein Mädchen und kein Engel. Und was halfen ihr alle schönen Worte, wenn er nicht Geld genug verdiente, um sie heiraten zu können? Pfui, sagte sie zu sich selber, was für ein häßlicher Gedanke! Aber der Gedanke ließ sich nicht wegscheuchen, sondern machte Miene, sich recht breit zu machen. Rösli erschrak. Hatte sie denn nicht erst vor einigen Augenblicken gemeint, sie hätte niemand lieber als den Maler, und nun kamen plötzlich die Gedanken an den Ingenieur, wie die Geister in einer Oper, die aus der Versenkung aufsteigen und weder mit Bitten, noch mit Beschwörungen wegzubringen sind. Da stand er wieder vor ihr, der tätige Mann, der sicher schon über ein solches Einkommen verfügte, daß er... imstande war... ach nein, sie wollte nicht daran denken, sie liebte ihn ja nicht.

Aber eine Ahnung kam, blitzschnell vor sie hintretend und wieder verschwindend, aber doch so scharf und deutlich umrissen, daß der Eindruck blieb. Als sei sie von sich selber befreit und sich als allwissender Zuschauer gegenübergestellt, so sah sie plötzlich ihr zukünftiges Schicksal! Und sie konnte nichts dagegen tun. Sie mußte alles kommen lassen, wie es kam. Armer Franz, halt mich, denn wenn du mich nicht hältst... man will mich rauben... nein, nicht nur das: es ist etwas in mir entfacht, das sich rauben lassen will. Du hast ein lahmes Vögelein fliegen gelehrt, und nun fliegt es dir davon. Warum hast du es fliegen gelehrt? Und das Vögelein möchte ja gar nicht davonfliegen. Aber die Weite lockt... Norwegen... warum gerade Norwegen? Ach, der Ingenieur Steiner! Daß sie diesen langweiligen Tunnelbohrmenschen nicht los werden konnte. Wenn es doch schon Mittwoch wäre! Wenn ihr Franz gegenübertrat, dann würde dieser dumme Hans verschwinden, in Nichts zerfließen. Aber wenn er nicht ins Museum kam, wenn er ihr zürnte, wenn er sie strafen wollte? Dann mochte geschehen, was da wollte. Bald wußte sie ja nicht mehr, was sie hoffen und was sie fürchten sollte, und war fast geneigt, die Entscheidung irgend einem Blumenorakel anheim zu geben, nur um nicht selber die Qual und Verantwortung der Wahl zu haben.

Unterdessen stand das Museum, das für zwei Menschen auf einmal so große und bei seiner Erbauung gar nicht vorgesehene Bedeutung gewonnen hatte, feierlich und klassisch steif nicht weit vom Münster hoch über dem Rhein, wie es seine Art war, und hütete sorgfältig seinen gehäuften Reichtum an Knochen, Gerippen, Versteinerungen, Spirituspräparaten, kampferduftenden Vogelbälgen, ausgestopften Säugetieren, Negerwaffen, exotischen Kostbarkeiten, Schmetterlingen, Käfern und kleinen und großen Bildern, die unaufhörlich um den Platz zu kämpfen hatten, wie arme Sünder um die Seligkeit. Das Museum liegt in jener von den Verliebten sehr gesegneten Gegend, die umbraust vom Verkehr, doch einsam vor sich hinträumt, und mit ihren Stapfelbergschluchten und abgelegenen Plätzen — ähnlich wie der Kreuzgang hinter dem Münster, wo die Edeln und Ritter unter ihren Grabplatten auch gar manches heiße und zärtliche Wort hören müssen — all denen, die Onkel und Tante zu fürchten haben, zu einem gesicherten Alleinsein verhilft. Es mag schon mancher die Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit der mittelalterlichen Städtebauer gesegnet haben, die das Winklige pflegten und die bogig gewundene Enge einer modernen Unendlichkeitsperspektive vorzogen. Wie unbarmherzig und rücksichtslos menschenfeindlich waren nicht die breiten, geraden Straßen der neuen Quartiere, wo man schon auf Meilenweite sichtbar ist und immer das Gefühl hat, auf der grell beleuchteten Schaubühne eines vollbesetzten Theaters zu stehen. Möge das Verwinkelte und Verschachtelte der alten Stadt noch lange bestehen, nicht bloß im Interesse des Heimatschutzes — sagt wohl ein Jüngling, der seinem Mädchen kein einsames Schlößchen zu bieten hat. Denn die Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern auch Ehepaare, und daß das Standesamt nicht weit vom Münster wohnt, hat seine innere Berechtigung. Wer weiß, ob nicht das Verbreitern und Verbessern so vieler alter Straßen mit der allgemein beklagten Tatsache, daß das Heiratsalter immer höher hinaufrücke, in ursächlichem Zusammenhange steht. (Fortsetzung folgt.)



Lindenallee im Schmucke des Rauhfrostes.

Berlin und Potsdam.

Eine Reiseerinnerung.

Mit widerstrebenden Gefühlen verließen wir — Freund Ueli und ich — das gastliche Dresden; Berlin konnte uns